

Kreativer Hausgeist im Opernhaus

IN MEMORIA Mit Claudio Monteverdi begann die Geschichte. Am Sonntag erinnerte das Opernhaus an Nikolaus Harnoncourt, dem es viel verdankt und der seinerseits Zürich als seine Opernheimat bezeichnete.

Musikalisch stand das Gedenkonzert am Sonntagvormittag auf der Opernhausbühne im Zeichen eines einzigen Werks. Auf dem Programm stand Ludwig van Beethovens 9. Sinfonie, dirigiert vom Musikdirektor Fabio Luisi und interpretiert von Chor, Zusatzchor und Orchester des Opernhauses sowie den vier Solisten Elza van den Heever, Liliana Nikiteanu, Michael Weinius und Georg Zeppenfeld – ein imponierendes Aufgebot hatte sich da versammelt, und zu hören gab es eine überaus energiegeladene, dramatisch mitreissende und innig berührende Aufführung dieses Werks, das viele Feiernlässe zu krönen hat. Vielleicht allzu viele, mochte man zuvor denken, erlebte jetzt aber, dass es die «Götterfunken» für Nikolaus Harnoncourt mit der unverdächtigsten Glaubwürdigkeit versprühte.

Nikolaus Harnoncourt, der im Dezember 2015 überraschend seinen sofortigen Rücktritt von allen Verpflichtungen bekannt gegeben hatte und am 5. März 86-jährig starb, hatte selber noch einen Plan mit Beethoven. Mit seinem Concentus Musicus wollte er diesen Sommer noch einmal einen Zyklus seiner Sinfonien realisieren, dessen Zielpunkt, die Neunte, ihn besonders umtrieb.

Das Finale der Neunten! «Ist das einfach, ja sogar banal, oder ist es gross?», fragte sich Harnoncourt, zu dessen Charakter es gehörte, den radikalen Fragestellungen nicht auszuweichen. Die Antwort formulierte er in seiner Rede zur Eröffnung der Salzburger Festspiele 1995 so: Man könne dieses Werk bei vielen Gelegenheiten missbraucht hören, zu jeder Wende und in jeder denkbaren Bedeutungsverfälschung, aber «die Neunte Sinfonie ist eben kein vordergründiger Triumphgesang, sondern stellt eine schmerzhaft Wegsuche aus Chaos und Ratlosigkeit dar». Als genau die richtige Wahl, das Stück, mit dem sein Vater sein Lebenswerk beenden wollte, bezeichnete Franz Harnoncourt in seiner eindrücklichen Rede im Opernhaus die Neunte Sinfonie und sprach damit die spirituelle Dimension des Werks an.

Tanzen

Die Familie des Dirigenten war im Opernhaus anwesend und wurde vom Intendanten Andreas Homoki begrüsst. Die Würdigung Harnoncourts überliess er Mitarbeitern im Haus, die seine Zürcher Zeit miterlebt hatten. Hans-Peter Achtenberger, der Orchesterpräsident, sprach über das Weiterwirken von Harnoncourts Vitalität und kreativem Denken in der täglichen Orchesterarbeit. Harnoncourt habe im Opernhaus das Hören neu gelehrt. Er habe als ganzer Mensch gewirkt, mit seiner geistigen, emotionalen und körperlichen Existenz. Den Musikern habe er empfohlen, mindestens einmal in der Woche tanzen zu gehen.

Harnoncourt sei im Opernhaus eingefahren wie ein Sturm. Der Chefdramaturg des Hauses, Claus Spahn, erinnerte an den Auftakt zum Mozart-Zyklus 1980 und an die gewaltige Sturmszene des «Idomeneo». Die Aufnahme jener Inszenierung mit Jean-Pierre Ponnelle als Regisseur und Nikolaus Harnoncourt als Schöpfer eines neuen Mozart-Verständnisses sei für viele ein Erwe-



Nikolaus Harnoncourts Energie und Kreativität wirken weiter bei allen, die mit ihm zusammen musiziert haben.

Urs Flüeler

ckungserlebnis gewesen, so zum Beispiel für Simon Rattle, wie dieser ihm persönlich einmal gestanden habe. Spahn meinte, es sei richtig, Harnoncourt als Revolutionär zu bezeichnen, auch weil er für ein neues Verhältnis zwischen Dirigent und Orchester eingestanden sei. Er habe mit den Musikern in Projekten gearbeitet, nicht in Diensten. Er habe zwar ein Sendungsbewusstsein gehabt, sei aber kein Hohepriester gewesen, Historismus und «Museumswächtere» seien ihm fremd gewesen, entscheidend sei für ihn die Gegenwart, der Augenblick, gewesen.

«Der Heimathafen»

Ein guter Teil dieser Gegenwart hiess für Harnoncourt Opernhaus Zürich. Dieses bezeichnete er als seine «Opernheimat». Franz Harnoncourt bestätigte die Einzigartigkeit dieser Beziehung nicht nur für den Vater, sondern für die ganze Familie, insbesondere auch da die Mutter Alice Harnoncourt im Orchester wirkte. Sie als Kinder hätten miterlebt, dass Zürich «die Keimzelle der Laufbahn ihres Vaters war und mehr als nur der künstlerische Heimathafen».

Um das zu verstehen, muss man nicht nur den gloriosen An-

fang der Beziehung zu Zürich in Betracht ziehen. Dass der damalige Intendant Helmut Drese Harnoncourt mit Jean-Pierre Ponnelle zusammenbrachte, war aber tatsächlich eine zündende Idee mit weitreichenden Folgen. Zwar hatte Harnoncourt schon etliche Versuche mit Claudio Monteverdis Opern hinter sich,

«Für mich war die Originalität des sogenannten Originalklangs nie ein Thema.»

Nikolaus Harnoncourt

aber erst in Zürich gelang es, mit «Orfeo» (1975), «L'incoronazione di Poppea» (1977) und «Il ritorno d'Ulisse in patria» (1977) das «normale» Opernpublikum zu begeistern, und zwar nicht nur das von Zürich: Gastspiele der Zürcher Oper brachten den Monteverdi-Zyklus nach Hamburg, Wien, Edinburgh, Berlin und Mailand.

Der Zürcher Monteverdi-Zyklus öffnete nicht nur dem Erfinder der Oper den Eingang ins moderne Repertoire, sondern verlieh der Wiederentdeckung der Barock-Oper insgesamt einen Schub, der gerade auch den Zürcher Spielplan nachhaltig prägen sollte, wobei bald auch andere Exponenten der «Alten Musik» zum Zug kamen.

Mozart und kein Ende

Für Harnoncourt selber begann in den 80er-Jahren eine neue Epoche, und diesmal ging es nicht um die Eroberung eines unbekannteren Kontinents, sondern um eine neue Sicht auf einen wohlbekannten. Mit dem Mozart-Zyklus, der allerdings auch kaum gespielte Werke wie etwa «Lucio Silla» (1981) oder «Mitridate» (1983) einschloss, betrat Harnoncourt und Ponnelle mit ihrem eigenen, viele auch irritierenden Stil das Zentrum des etablierten Opernbetriebs. Von «Idomeneo» (1980) bis zu «Le nozze di Figaro» (1989) schritt diese Arbeit kontinuierlich voran. Nach Ponnelles Tod wurde «Le nozze di Figaro» (1989) zur Inszenierung in memoriam, und mit «La clemenza di Tito» in der Regie von John Dew beschloss Harnoncourt im selben Jahr den neunteiligen Mozart-

Reigen, nicht aber seine Arbeit am Opernhaus.

Im Gegenteil, Harnoncourts Feld weitete sich parallel zu seiner internationalen Karriere, die kaum mehr unter dem Aspekt «Alte Musik», umso mehr aber mit seiner eigenen Lesart der Partituren aller Epochen zu tun hatte. In der Ära Alexander Pereira hatte er freie Hand, und so gab es seit den Neunzigerjahren Saison für Saison die Harnoncourt-Premiere, die jeweils besonders aufgeregt erwartet wurde.

Der weite Horizont

Dabei ging es um Kernstücke des Repertoires wie «Fidelio» (1992) und «Freischütz» (1993), aber auch um Plädoyers für verkannte Werke wie die Opern von Franz Schubert «Des Teufels Lustschloss» (1995) und «Alfonso und Estrella» (2001) oder insbesondere Robert Schumanns «Genoveva», deren Produktion Harnoncourt als «einen der Volltreffer meiner Karriere» bezeichnete. Es kam zum Ausflug ins italienische Repertoire mit Verdis «Aida» (1997) und immer wieder zur Operette: Der «Zigeunerbaron» (1990) und «Die Fledermaus» von Strauss, «La belle Hélène» (1994), «La Périchole» (1998) und «La Grande-Duchesse de Gérolstein» (2004) von Offenbach waren seine Favoriten.

Auch auf Monteverdi und Mozart kam Harnoncourt wieder zurück. Jürgen Flimm und Martin Kušej waren seine wichtigsten Regiepartner. Sein letzter Auftritt im Opernhaus galt im Februar 2010 nochmals «Idomeneo», und diesmal zeichnete er zusammen mit seinem Sohn Philipp auch als Regisseur verantwortlich – Mozart und kein Ende! Dass es in der Interpretationsgeschichte keinen Stillstand und keine endgültige «Wahrheit» geben könne, hat Harnoncourt stets betont.

Gut also, dass die Wiedergabe der 9. Sinfonie zu seinem Gedenken im Opernhaus nicht nach Harnoncourt klang, sondern für sich stand. Das machte sie als Hommage an den grossen Musiker, der stets unbeirrt seinen eigenen Weg ging, um so stim-

Die Herkunft ist nicht das Wichtigste

THEATER NEUMARKT Die Schriftstellerinnen Irena Brežná, Meral Kureyshi und der Filmmacher Samir diskutierten über Fragen der Heimat und der Identität.

Dürfen muslimische Schüler ihren Lehrerinnen den Handschlag verweigern? «Solche Diskussionen finde ich lächerlich», sagt der Filmmacher Samir. «Da denke ich: Was ist das Problem von diesem Land?» Diese Frage stellte er im Rahmen einer Diskussionsrunde am Theater Neumarkt. Thema: «Die Schweiz als Heimat?» Beteiligt waren auch die Autorinnen Irena Brežná und Meral Kureyshi. Alle drei leben seit Jahren in der Schweiz. Ihre Werke betrachten das Thema der Migration aus einer bisher selten eingenommenen Perspektive: jener des Einwanderers.

Damit sich etwas ändert, braucht es laut Samir einen Aufstand – «lieber keinen stillen». Begriffe wie Fremdarbeiter, Integration, Flüchtlingsstrom oder Gastland müssten diskutiert, am besten abgeschafft werden, findet er.

Ein Secondo

Als Ende der 60er in Bagdad die Revolution ausbrach, siedelte der damals siebenjährige Samir mit seinen Eltern in die Schweiz über. Er wurde ein «Secondo». Diesen gab Samir im Film «Babylon 2» (1993) zum ersten Mal eine Stimme – und nicht immer eine wohlwollende. Er wagte damit, die Rolle des ewig dankbaren Immigranten infrage zu stellen.

Dies tat auch Irena Brežná mit ihrem Werk «Die undankbare Fremde», für das sie den Schweizer Literaturpreis 2012 erhielt. Darin thematisiert sie die unterschiedlichen Gefühle bei Migranten, die aus Angst vor Ablehnung nicht wagen, offen Kritik an ihrem Einwanderungsland auszuüben. «Als vollwertige Bürgerin will ich das Recht haben, meine kritische Meinung zu äussern», sagt die in Bratislava aufgewachsene und mit achtzehn Jahren emigrierte Schriftstellerin.

Kureyshi war zehn, als sie mit ihren Eltern aus dem ehemaligen Jugoslawien flüchtete. Die Familie wohnte in einer kleinen Berner Gemeinde, in der es kaum andere Ausländer gab. «Es dauerte Jahre, bis ich mich wirklich zugehörig fühlte.» Davon erzählt sie in ihrem Roman «Elefanten im Garten», der 2015 für den Schweizer Buchpreis nominiert wurde.

Ein guter Schweizer Junge

Samir erfuhr ebenfalls Ablehnung – doch er ist froh darüber: «Das hat mich dazu gebracht, über die Identität dieses Landes nachzudenken.» In seinem Film «Iraqi Odyssey» (2015) erzählt er, er habe damals ein «guter Schweizer Junge» werden wollen. Heute besteht er darauf, anders zu sein – Partizipation statt Assimilation. Für ihn ist die Durchmischung der Völker die Lebensform der Zukunft, und sie sei in der Schweiz schon weit entwickelt. Auch Brežná schätzt die grosse Vielfalt des kleinen Landes. Sie hat für sich eine Freiheit darin entdeckt, fremd zu sein – «eine professionelle Fremde», schmunzelt die Autorin.

Sie hält nichts von der Definition eines Menschen über dessen Heimatland: «Woher kommst du, wohin gehst du?» – das ist mir zu wenig.» Das Verhalten, die Interessen und Aussagen eines Menschen seien viel wichtiger für dessen Identität – und diese mache schliesslich auch die Identität eines Landes aus. Julia Bänninger, sda



Einst aufregendes Neuland, heute Geschichte: Monteverdis «Ulisse» 1977 auf der Zürcher Opernbühne.

pd

Herbert Büttiker